

Inhaltsverzeichnis

Artikel

Rainer Werner	Gymnasiallehrer i.R., freier Autor, Berlin Gesicht zeigen! <i>Wider die Kultur des Anonymen im Netz</i>	289
Axel Bernd Kunze	Dr. theol., Privatdozent für Erziehungswissenschaft an der Universität Bonn, Stellv. Schulleiter an der Evangelischen Fachschule für Sozialpädagogik, Weinstadt Wem soll die Hochschule gerecht werden? <i>Die UNIVERSITÄT zwischen ganzheitlichem Anspruch und Selbstaufgabe</i>	298
Gerhard Höver	Prof. Dr. theol., Professor em. für Moralthologie, Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Bonn Spiritualität und menschliche Würde in der Begleitung am Lebensende <i>Chancen von Palliativmedizin und Spiritual Care</i>	310

Information & Service

Aus dem Verband		
■ 130 Jahre VkdL		323
Kritisch beleuchtet		
■ Und es stimmt doch! <i>Zur Pressemitteilung des VkdL zum KITA-Streik (Fr.)</i>		324
Vereinsleitung im Porträt		
■ Die Vereinsleitung des VkdL stellt sich vor <i>Nelly Friedrich, Ehrenvorsitzende des VkdL</i>		325
Nachruf		
■ „Die Wahrheit in Liebe verkünden“ <i>Zum Tod von Schulbischof Manfred Müller (Roswitha Fischer/Nelly Friedrich)</i>		327
Aus dem CGB		
■ Aktuelle Informationen aus dem CGB (Red.)		328
Buchbesprechungen		330
Veranstaltungen: Diözesen / Landesverbände		333
Veranstaltungen: Zweigvereine		335
Veranstaltungskalender / Anschriften & Konten / Impressum		336

Faire Kommunikation statt Anonymität im Netz

Rainer Werner

Gesicht zeigen!

Wider die Kultur des Anonymen im Netz

Wutbürger im Schutz der Anonymität

Vor einiger Zeit veröffentlichte ich in der „Welt am Sonntag“ einen harmlosen Artikel über die Stuttgarter „Wutbürger“, die den geplanten unterirdischen Bahnhof zum Teil mit rabiatischen Mitteln bekämpften. Ich riet ihnen zu mehr Gelassenheit und legte ihnen als Vorbild ihren schwäbischen Landsmann, Dichter und Pfarrer *Eduard Mörike* ans Herz, der jeglicher Radikalität abhold war: „Doch in der Mitten / Liegt holdes Bescheiden“.

Es gab die üblichen Leserbriefe, die in der Printausgabe der Zeitung abgedruckt wurden. Sie boten Pro und Kontra, waren schön ausgewogen, argumentativ und im Ton gemäßigt. Ganz anders in den Kommentareinträgen der Online-Ausgabe. Die Spalten quollen über vor Hasstiraden, wüsten Beschimpfungen. Ein Leser drohte mir Schläge an, sollte ich jemals wieder Stuttgarter Boden betreten. So lernte ich den Unterschied



zwischen offenem Visier und digitaler Vermummung kennen. Die Anonymität im Netz gebiert Ungeheuer, könnte man frei nach *Goya* sagen. Niedrige Instinkte werden freigesetzt, wenn die soziale Kontrolle wegfällt, die dadurch gegeben ist, dass man mit seinem Namen für seine Meinung einsteht.

Die Anonymität im Netz gebiert Ungeheuer, könnte man frei nach Goya sagen. Niedrige Instinkte werden freigesetzt, wenn die soziale Kontrolle wegfällt, die dadurch gegeben ist, dass man mit seinem Namen für seine Meinung einsteht.

Vor Kurzem war in der Presse zu lesen, dass ein ehrenamtlicher Bürgermeister in Sachsen-Anhalt von seinem Amt zurücktrat, weil eine von der rechtsradikalen NPD aufgehetzte Menge vor seinem Privathaus gegen eine

Flüchtlingsunterkunft demonstrieren wollte. Er wollte seiner Familie die Bedrohung seiner Privatsphäre nicht länger zumuten. Im Kontext dieses Falles wurde bekannt, dass viele Bürgermeister, Amtsträger, Abgeordnete ständig anonyme Hass-Mails erhalten, in denen unverhohlenen Morddrohungen ausgesprochen werden: „Wir kriegen euch“ / „Wir vergasen euch“ / „Ein Baum – ein Strick“.

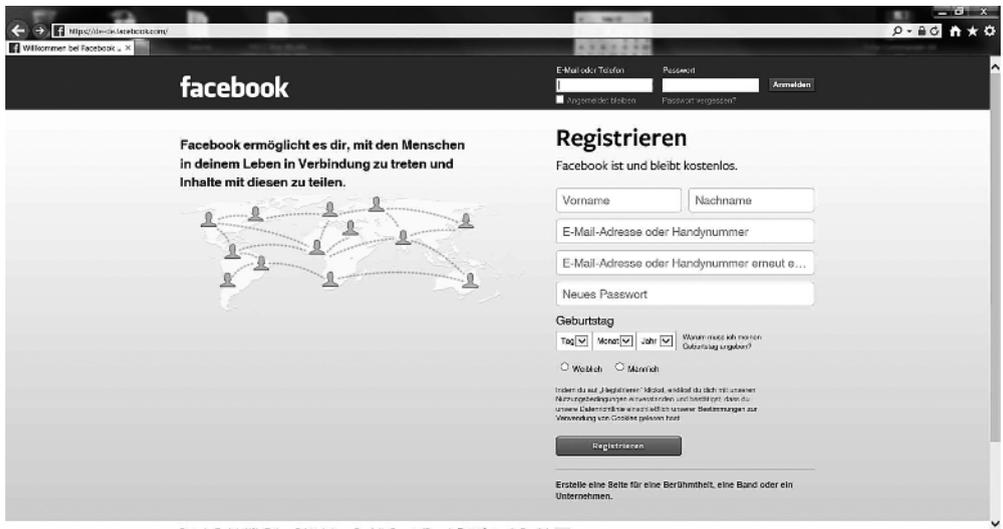
Die Hetze im Netz kennt anscheinend keine moralischen Grenzen mehr. Die unbekanntenen Hass-Prediger schaukeln sich gegenseitig hoch. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die anonyme Drohung in die Tat umgesetzt wird.

Auch Jugendliche werden zu Tätern

Im Schutz der Anonymität können sich die Gemüter einer erregten Netzgemeinde so stark aufheizen, dass es zu Lynchdrohungen gegen Unschuldige kommt. In Lübeck wurde

ein 18-jähriger Schüler zu zwei Wochen Jugendhaft verurteilt, weil er in seinem Facebook-Profil geschrieben hatte: „Lass uns das Schwein tothauen!“ – Gemeint war ein junger Mann, den die Polizei kurz zuvor verhaftet hatte, weil sie ihn für den Mörder eines 11-jährigen Mädchens hielt. Die Polizei gestand kurz darauf ihren Irrtum ein und setzte den zu Unrecht Verhafteten wieder auf freien Fuß. Später wurde dann der tatsächliche Mörder gefasst. Die für Internet-Kriminalität zuständige Ermittlungsbehörde ermittelte den Schüler über die IP-Adresse seines Computers und erhob Anklage wegen des Aufrufs zu einer schweren Straftat.

Unter Jugendlichen ist Facebook mit Abstand das beliebteste soziale Medium im Netz. Über diese Plattform verabreden sie sich, teilen sich gegenseitig ihre Erlebnisse mit und laden sich zu Partys ein. Dabei gibt es auch Einladungen mit unliebsamen Fol-



Um sich bei Facebook zu registrieren, muss der Nutzer einige Daten über sich preisgeben: Name, Mailadresse oder Handynummer und das Geburtsdatum – ins Netz gestellt sind die Angaben schnell, aber das Löschen ist schon schwieriger ...

gen. Der digitale Herdentrieb hat schon dazu geführt, dass sich vor dem Einfamilienhaus, in dem in Abwesenheit der Eltern eine Party stattfinden sollte, tausend Jugendliche einfanden, die lärmend Einlass verlangten. Die Polizei musste die „Versammlung“ schließlich auflösen. Facebook hat auch Pate gestanden bei den Revolten des „Arabischen Frühlings“. Es vernetzt auch die Pegida-Aktivisten, die Anhänger von Blockupy und die Anti-TTIP-Demonstranten. *Jasper von Altenbockum* spricht deshalb in der FAZ ironisch von der „Facebookisierung des Abendlands“ (14. 03. 2015).

Facebook hat auch Pate gestanden bei den Revolten des „Arabischen Frühlings“. Es vernetzt auch die Pegida-Aktivisten, die Anhänger von Blockupy und die Anti-TTIP-Demonstranten. *Jasper von Altenbockum* spricht deshalb in der FAZ ironisch von der „Facebookisierung des Abendlands“ (14. 03. 2015).

Gewalt auf der Datenautobahn

Am gefährlichsten sind die Anonymen, wenn sie im Schwarm auftreten. *Schwarm-Intelligenz* befördert dann das Böse. Die Hacker der Gruppe „Anonymous“ bekämpfen ihren Lieblingsfeind mit Cyber-Waffen, die sie virtuos beherrschen. Sie attackieren Web-Seiten von Regierungen, vornehmlich die des Weißen Hauses, von verhassten Institutionen wie dem FBI und von Konzernen der Musikindustrie oder der GEMA. Sie legen deren Web-Seiten lahm, indem sie sie mit Millionen von Mails überschwemmen. Bei solchen Aktionen können die Anonymen mit der klammheimlichen Freude der Internet-Gemeinde rechnen. PC-Zeitschriften ermittelten in Umfragen bei ihren Lesern eine Sympathie-Rate von bis zu 67 Prozent. Selbst kriminellen Handlungen wird applaudiert, als gelte es, eine sportliche Leistung zu goutieren.

Eine besonders perfide Aktion startete die Gruppe „Anonymous“ gegen die Schriftsteller und Autoren, die den Aufruf „Wir sind die Urheber. Gegen den Diebstahl geistigen Eigentums“ ins Netz gestellt hatten. Die Anonymen veröffentlichten die Namen,

Adressen und Telefonnummern der Initiatoren dieser Initiative, und nicht nur das: Sie veröffentlichten auch die persönlichen Daten ihrer Familienangehörigen. Im Klartext sollte das heißen: *„Wir wissen, wo ihr wohnt, und die Netzgemeinde weiß es jetzt auch! Wir*

können euch jederzeit attackieren, nicht nur im Netz, sondern auch real.“

Menschen öffentlich zu brandmarken und zu nötigen markiert einen Rückfall in mittelalterliche Strafpraktiken. Die Fanatiker mit der weißen Maske sind vielleicht noch zu jung, um zu wissen, dass diese Aktion ein berüchtigtes Vorbild hat. Als *Joseph Goebbels* im Jahre 1926 von *Adolf Hitler* zum Gauleiter von Berlin ernannt wurde, begann er systematisch, das öffentliche Leben mit radikalen, vor allem gegen die Juden gerichteten Aktionen zu vergiften. Eine Aktion bestand darin, dass die NSDAP die Namen und Adressen reicher jüdischer Bürger Berlins in ihren Parteizeitungen veröffentlichte und ihre Anhänger dazu aufrief, einen „Villen-Spaziergang“ zu machen. So zogen grölende SA-Trupps an den Villen im Grunewald und am Wannsee vorbei und beschmierten die Zäune und Tore mit NS-Parolen. „Wartet nur, wir kriegen euch!“, sollte das heißen. Nur wenige Jahre später sollten die Drohungen Wirklichkeit werden. Die Juden wurden ent-

rechtet und aus dem öffentlichen Leben verbannt. Am Ende dieses Prozesses stand ihre Vernichtung in den Konzentrationslagern.

Im Internet sind die Grenzen zwischen Information und Manipulation oft fließend und deshalb für unbedarfte Nutzer nicht ohne Weiteres zu erkennen. Im Kontext der Ukraine-Krise wurde bekannt, dass der russische Auslandsgeheimdienst die gegen Russland gerichtete Stimmung in den Ländern des Westens durch gezielte Gegenpropaganda beeinflusst. Dazu werden Menschen angeheuert, die gegen Bezahlung positive Kommentare in den Online-Foren des Westens platzieren. Von den selbstbewussten Nutzern des Net-

zes werden *die bezahlten Schreiberlinge „Putins Trolle“* genannt. Manchmal sind die bestellten „Kommentare“ so differenziert gestaltet, dass es schwerfällt, ihre wahre Absicht zu erkennen. Viele Texte entlarven sich aber schnell als plumpe Manipulationen oder als von Text-Automaten erzeugte Elaborate.

Die Gewaltbereitschaft steigt mit der Anonymität

Die Psychologie hat den Effekt anonymen Handelns gut erforscht. Im Jahre 1961 führte der amerikanische Psychologe *Stanley Milgram*

ein Experiment durch, dessen Ergebnisse die Öffentlichkeit erschütterten. Freiwillige, meistens Studenten, sollten als „Lehrer“ einem „Schüler“, der von einem Schauspieler gespielt wurde, bei Fehlern in einer grammatischen Übung elektrische Schläge versetzen. Bei jedem Fehler sollte der Stromschlag um 15 Volt erhöht werden. Das Ergebnis war eine hohe Bereitschaft zur

Bestrafung mittels Elektroschocks. Das Handlungsmotiv war Gehorsam. Wenn zwischen „Lehrer“ und „Schüler“ eine räumliche Nähe bestand, waren „nur“ 30 Prozent der Versuchspersonen bereit, bis zur höchsten Stromstärke zu gehen. Wenn der „Schüler“ für den „Lehrer“ weder zu sehen noch zu hören war, gingen 65 Prozent der Probanden bis zur Höchstgrenze. Dies zeigt eindrücklich, dass Anonymität zivilisatorische Schranken einreißt und zur Brutalisierung und Entmenschlichung beiträgt.

Bestrafung mittels Elektroschocks. Das Handlungsmotiv war Gehorsam. Wenn zwischen „Lehrer“ und „Schüler“ eine räumliche Nähe bestand, waren „nur“ 30 Prozent der Versuchspersonen bereit, bis zur höchsten Stromstärke zu gehen. Wenn der „Schüler“ für den „Lehrer“ weder zu sehen noch zu hören war, gingen 65 Prozent der Probanden bis zur Höchstgrenze. Dies zeigt eindrücklich,

das Anonymität zivilisatorische Schranken einreißt und zur Brutalisierung und Entmenschlichung beiträgt.

Im Krieg kann man ähnliche Erfahrungen machen. Die Piloten der US-Air Force hatten wenig Skrupel, als sie aus großer Höhe die Atombomben über Hiroshima und Nagasaki ausklinkten, die innerhalb weniger Minuten 90 000 Menschen töteten. Hätten sie die gleiche Anzahl Menschen mit einem Maschinengewehr aus nächster Nähe töten müssen, hätte sich die natürliche Tötungshemmung des Menschen mit Sicherheit zu Wort gemeldet.

Das Handlungsmotiv war Gehorsam. Wenn zwischen „Lehrer“ und „Schüler“ eine räumliche Nähe bestand, waren „nur“ 30 Prozent der Versuchspersonen bereit, bis zur höchsten Stromstärke zu gehen. Wenn der „Schüler“ für den „Lehrer“ weder zu sehen noch zu hören war, gingen 65 Prozent der Probanden bis zur Höchstgrenze. Dies zeigt eindrücklich, dass Anonymität zivilisatorische Schranken einreißt und zur Brutalisierung und Entmenschlichung beiträgt.

Die Zivilgesellschaft braucht das „offene Visier“

Das zivile Leben in unserer Gesellschaft ist **auf Transparenz angelegt**. Vielfältige Kennzeichnungspflichten helfen, mögliche Gefahrenquellen zu minimieren. Auto-kennzeichen erlauben es, Verkehrssünder zu identifizieren. Dass Imbiss-Buden registriert werden müssen, ermöglicht es den Behörden, Hygiene-Kontrollen durchzuführen. Vor einigen Jahren wurde das Vermummungsverbot bei Demonstrationen eingeführt, weil aus dem Block der schwarz vermummten „Autonomen“ heraus schwere Straftaten verübt worden waren. Im Gegenzug erhielten Polizisten Kenn-Ziffern, um auch gegen sie besser ermitteln zu können, wenn sie das Gesetz gebrochen haben. In den meisten europäischen Demokratien gibt es ein Verbot der Ganzkörperverschleierung von muslimischen Frauen (Burka). Zur Demokratie und zur aufgeklärten Zivilgesellschaft gehört das offene Visier, das freie Gesicht. Psychologen wissen, dass der Blickkontakt manchmal mehr über Menschen aussagt als deren Worte. Der Blick ist vor allem authentischer. Mit Worten etwas zu sagen, was wir nicht meinen, ist nicht schwierig, aber einen Blick zu verstellen, ist quasi unmöglich. Das liegt daran, dass der Blick ein archaisches Körpersignal darstellt, das im evolutionären Konzept der Menschheitsentwicklung zur schnellen Orientierung des Gegenübers diente: *Ist er mein Freund oder mein Feind?* Bei nächtlichen U-Bahn-Fahrten in Berlin ist es nicht ratsam, jugendlichen Migrant*innen in die Augen zu schauen. Sie reagieren prompt: „*Was guckst du so?*“ Wenn man dann nicht deeskalierend reagiert, kann es schnell zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung kommen.

Es ist schon merkwürdig, dass das „offene Visier“ ausgerechnet im Schattenreich des

Internets nicht gelten soll. Hier legen die Verfechter der „Freiheit im Netz“ Wert darauf, dass die Nutzer anonym unterwegs sein dürfen. Warum eigentlich? Die Verteidiger des Anonymen pochen auf dieses Ausnahmerecht, weil es sich um ein neues Medium handelt, das nicht mit der Elle der Konvention zu messen sei.

Doch: Kann man die Humanitas einer Gesellschaft, das friedliche Miteinander der Menschen von der technischen Entwicklung abhängig machen? Ich glaube: Nein! Man muss zivilisierte Standards überall verteidigen, wo sie bedroht sind. Deshalb muss die zivile Gesellschaft Wert darauf legen, dass sich die Kommunikationspartner freien Blickes, also unverhüllt, gegenüber treten.

Die Enthemmung im Netz

Kommunikationsforscher betonen stets den Gewinn an Teilhabe, den das Internet mit seinen zahlreichen Foren und Kommentarmöglichkeiten bereithalte. Sie sehen darin sogar eine Stärkung unserer Demokratie, die wegen ihrer repräsentativen Verfasstheit und des Fehlens eines Volksentscheids auf Bundesebene den Bürgern zu wenige Mitwirkungsrechte einräume. Das Internet fülle diese Lücke, sei quasi Teil der medialen „Vierten Gewalt“. Diese Auffassung ist fragwürdig, weil ihr ein rein quantitatives Verständnis von Kommunikation zugrundeliegt. Die entscheidende Frage, wie denn die Kommentare, die im Netz zirkulieren, inhaltlich beschaffen sind, wird dabei ausgeblendet. Und hier ist doch unübersehbar, dass die Bürger, wenn sie nicht gezwungen sind, ihre Identität preiszugeben, bei verbalen Attacken alle Hemmungen verlieren. Der Status als anonymer Kommentator gibt ihnen die Möglichkeit, verbal „auszuteilen“, ohne für die Entgleisungen zur Rechenschaft gezogen zu werden. Der **Begriff** „*Shitstorm*“ für massenhaft verbreitete Negativ-Kommen-

tare zu einem Ereignis oder einem unliebsamen Artikel zeigt schon in der Wortbedeutung, was Geistes Kind die Internet-Rüpel sind. In der Zeit vor Erfindung des Internets war es eine Selbstverständlichkeit, dass Zeitungsredaktionen anonyme Zuschriften sofort in den Papierkorb beförderten. Im Netz bleiben sie präsent und senken dadurch für Nachahmer die Hemmschwelle.

Zum freiheitlichen Selbstverständnis als Kommunikationspartner gehört, dass man sich mit seiner Meinung nicht versteckt, dass man für sie mit seiner Person – also mit seinem Namen – geradesteht. Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass die junge Generation,

die mit dem Internet heranwächst, die verrohte Form der digitalen Kommunikation irgendwann als Normalzustand begreift. Psychologen warnen vor den Folgen dieser kommunikativen Verlotterung. Wenn man nicht mehr für das, was man denkt und schreibt, einstehen muss, weil man sich in den Schutz der Anonymität zurückziehen kann, könnten Bindungsunfähigkeit und der Verlust des „sozialen Gewissens“ die Folge sein.

Mobbing auf neuestem technischen Stand

Mobbing hat es in der Schule immer schon gegeben. Jedem Erwachsenen ist sicherlich beispielhaft ein Mitschüler/eine Mitschülerin (oder als Lehrkraft ein Schüler/eine Schülerin) gegenwärtig, der/die während

der Schulzeit von der Klasse ausgegrenzt wurde. Die Methoden waren vielfältig, aber sie spielten sich „Auge in Auge“ ab, in der Öffentlichkeit der Schulklasse. Jeder, der es sehen wollte, konnte es sehen, konnte also mutig eingreifen oder feige darüber hinwegsehen. Heute findet Mobbing überwiegend im Netz statt. Eine beliebte Methode ist, den verhassten Mitschüler in einer

kompromittierenden Situation, die man oft selbst gewaltsam herbeigeführt hat, zu filmen und den Film als Video-Clip ins Netz zu stellen. Die Netz-Adresse des Clips wird dann per Rund-Mail an Freunde verschickt, sodass sich alle daran „ergötzen“ können.

Internetkommunikation als „Vierte Gewalt“?
Diese Auffassung ist fragwürdig, weil ihr ein rein quantitatives Verständnis von Kommunikation zugrundeliegt. Die entscheidende Frage, wie denn die Kommentare, die im Netz zirkulieren, inhaltlich beschaffen sind, wird dabei ausgeblendet. Bei verbalen Attacken können alle Hemmungen wegfallen.

Eine besonders perfide Methode der Ausgrenzung erlebte ich in der 7. Klasse eines Berliner Gymnasiums. Ich war der Klassenlehrer und wurde von der Mutter der betroffenen Schülerin auf den skandalösen Vorgang aufmerksam gemacht. Ihre Tochter erhielt ständig anonyme Mails, in denen sie als „fett“, „stinkend“, „pickelig“, „strohduftig“ usw. bezeichnet wurde. Niemand in der Klasse wolle neben ihr sitzen, niemand werde sie jemals zum Geburtstag einladen. Ja, sie wurde aufgefordert, die Klasse zu verlassen. Man kann sich denken, wie diese gemeinen Anwürfe auf ein junges Mädchen im Alter von 13 Jahren wirken müssen. Die Mutter erzählte mir, dass das Mädchen nächtelang geweint und sich schließlich geweigert habe, weiterhin zur Schule zu gehen. Als Klassenlehrer nahm ich den Fall in die Hand und führte zahlreiche Gespräche.

Ich zweifelte keine Sekunde daran, dass die Mails von Schülern unserer Klasse stammten. Zur Tarnung hatten sie sich für die Hass-Mails anonyme E-Mail-Adressen zugelegt und ihnen phantasievolle Namen gegeben (zuckerpuppe@gmail.com). Natürlich hätte ich die Kriminalpolizei einschalten können, um so an die IP-Adressen der Rechner der Übeltäterinnen zu kommen (die Diktion der Mails legte den Schluss nahe, dass Mädchen die Mails versandt hatten). Ich wollte den Konflikt pädagogisch lösen, um erzieherisch auf die Klasse einwirken zu können. Nach zahlreichen Gesprächen konnte ich den Kreis der infrage kommenden Schülerinnen eingrenzen. Als dann ein Mädchen im „Verhör“ ein Geständnis ablegte, war die Gruppe der Täterinnen schnell ermittelt. Ihr Motiv war Hass auf die Schülerin, die sich ihrem Diktat, die „richtige“ Musik zu hören und die „angesagten“ Kleider zu tragen, nicht hatte unterwerfen wollen. Außerdem war sie wegen ihrer guten Noten als „Streberin“ verhasst. Man sieht: Die Motive der Ausgrenzung sind die alten, nur die Methode bewegt sich auf dem neuesten technischen Stand.

Die Disziplinarkonferenz verfügte, dass sich die Täterinnen bei ihrem Opfer entschuldigen mussten. Die Anführerin des Mobbing wurde in eine andere Klasse versetzt. Bei einer Fortbildung zum Mobbing im Klassenzimmer hatte ich gelernt, dass diejenigen, die einen Mitschüler aus der Klassengemeinschaft ausgrenzen, selbst die Klasse verlassen müssen. Dies sei ein starkes Signal an die Klasse, künftig solche Ausgrenzungen zu unterlassen. Die Eltern der Täterinnen erließen für ihre Töchter zudem noch ein zeitweiliges Netzverbot. Mit der ganzen Klasse besuchte ich ein zweitägiges Anti-Mobbing-Training bei einer Schulpsychologin. Mühsam hat die Klasse gelernt, mit Andersartigkeit tolerant und produktiv umzugehen.

Surfen und Bloggen bis zur Bindungslosigkeit

Vor Kurzem hat die Klinik für Psychosomatische Medizin der Universitätsmedizin Mainz das Ergebnis einer Studie zu den Auswirkungen der Internetnutzung Jugendlicher veröffentlicht. Demzufolge führt das Abtauchen ins Netz von mehr als sechs Stunden pro Tag dazu, dass es diesen Jugendlichen schwerer fällt, Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen. Der Test hat ergeben, dass solche **netzaffinen Jugendlichen** sich von anderen Jugendlichen stärker entfremdet fühlen, dass sie ihren Freunden weniger vertrauen und Gefahr laufen, sich selbst aus der Gemeinschaft auszugrenzen. Die Studie geht davon aus, dass 3,4 Prozent der Befragten das Internet „suchtartig“ nutzen – mit fatalen Folgen. Sie haben keine Kontrolle mehr über die Zeit, vernachlässigen andere Interessen und geben Freizeitaktivitäten auf. 13,8 Prozent der Befragten zeigen einen „exzessiven“ Gebrauch des Mediums. Einen Unterschied der Geschlechter konnte die Studie nicht erkennen.

Eine Studie von Wissenschaftlern der Universität Bonn ging der Frage nach, ob die exzessive Nutzung des Internets als klassische Sucht wie Alkoholismus oder Nikotinsucht zu bewerten sei. Sie stießen bei den Internetsüchtigen auf denselben genetischen Marker, der auch bei Rauchern zu finden ist. Wenn sich dieser Verdacht erhärtete, wären die Internetabhängigen „eindeutig ein Opfer unterbewusster Automatismen“ (Wortlaut der Studie). Selbst Orthopäden hat die intensive Smartphone-Nutzung schon auf den Plan gerufen. Sie berichten von orthopädischen Schäden, die durch den gebeugten Kopf und den gekrümmten Rücken der Smartphone-Nutzer hervorgerufen werden. Selbst in die Verkehrsunfallstatistik hat die massive

Smartphone-Nutzung schon Eingang gefunden. Viele Nutzer verhalten sich, wenn sie auf ihr Gerät starren, unachtsam im Straßenverkehr und verursachen auf diese Weise Unfälle.

Die Ergebnisse dieser Studien müssen uns alarmieren. Hier scheint eine Generation junger Menschen heranzuwachsen, die so in die Parallelwelt des Netzes verstrickt ist, dass sie das reale Leben immer mehr aus dem Blick verliert und selbst gesundheitliche Beeinträchtigungen in Kauf nimmt.

„Kollektive Halluzination“ durch digitale Spielsucht

Computer-Spiele sind bei Jugendlichen besonders beliebt. Hier können sie in eine fremde Phantasiewelt eintauchen und den Alltag mit seinen Verpflichtungen und Mühsalen vergessen. Die Hersteller dieser Spiele machen sich den natürlichen Spieltrieb von Kindern und Jugendlichen zunutze und entwerfen immer aufwändigere Spiele. Auch die Werbung wird immer raffinierter. So wirbt das Computerspiel „Ingress“ damit, dass es die Nutzer dazu bringe, sich mehr im Freien zu bewegen (Fitness) und die eigene Stadt kennenzulernen (Heimatkunde). Außerdem sei das Spiel ein Mittel gegen Einsamkeit, weil es am besten in Gruppen gespielt werde (Geselligkeit).

Wie funktioniert „Ingress“?

Auf der Basis von „Google Maps“ werden die Spieler zu einer digitalen Schnitzeljagd eingeladen. Zu Beginn müssen sie sich für eine der beiden Spiel-Gruppen entscheiden: für die Zugehörigkeit zu den Erleuchteten oder zu denen, die Widerstand leisten. Es geht darum, die Stadt-Zonen, die von Außerirdischen in Besitz genommen wurden, zu erobern (Widerstand) oder sie zu verteidigen (Erleuchtete). Praktisch funk-

tioniert das so, dass die Spieler zu den Gebäuden oder Plätzen gehen, die umkämpft sind. Sie müssen dann per Smartphone-App ihre Macht demonstrieren und die Zonen auf dem digitalen Stadtplan mit der Farbe ihrer Gruppe einfärben (blau oder grün). Das Spiel wird inzwischen auf der ganzen Welt gespielt. Berlin soll mit 2 000 aktiven Spielern eine der Hochburgen sein. Das Spiel hat zahlreiche Zweitvermarktungen nach sich gezogen. Es gibt „Ingress“-Cafés, in denen sich die Spieler zum Austausch treffen. Die Spieler kleiden sich dazu in den Farben ihrer Gruppe. Es gibt den „Ingress“-Club, der die Spieler zu regelmäßigen Treffen einlädt. Auch in Buchform oder als Comic liegt „Ingress“ schon vor. Die Spieler kultivieren einen spezifischen „Ingress“-Lebensstil, der davon geprägt ist, immer auf dem Sprung zu sein, um dem Gegner die farbig markierten Stadtquartiere abspenstig zu machen. Ein richtiger „Ingress“-Spieler kann nicht mehr durch seine Heimatstadt flanieren, ohne mit dem Smartphone zu checken, ob er gerade durch Freundes- oder durch Feindesgebiet geht. Ein Journalist hat einen passionierten „Ingress“-Spieler auf seinen Streifzügen durch Berlin begleitet. Mehrere Male umrundete er das Berliner Zeughaus (Deutsches Historisches Museum), um das Gebäude und das Areal darum herum als „besetzt“ zu markieren. Über die historische Bedeutung des Gebäudes wusste er freilich nichts zu sagen. Von „Heimatkunde“ kann also kaum die Rede sein.

Experten unterstellen auch diesem digitalen Spiel ein hohes Suchtpotenzial, eine „kollektive Halluzination“ („Berliner Zeitung“ vom 24. 3. 2015), in die man versinkt wie in einen Drogenrausch.

Mögliche Auswege

Den Schulen kommt eine besondere Bedeutung zu, zur Entwöhnung der Jugendlichen

von den vielfältigen Verlockungen beizutragen, die das Netz bereithält. Einige Schulen ziehen die Notbremse, wenn die Internet-sucht das soziale Leben der Schule allzu sehr beeinträchtigt. Der Schulleiter des renommierten Internatsschulsystems Schloss Salem begründete das komplette Handy-verbote in seiner Schule damit, dass Acht-klässler miteinander gechattet hätten, obwohl sie sich im selben Raum befanden. Das technisch vermittelte Gespräch hatte das wirkliche Gespräch der Jugendlichen längst verdrängt – für die Schule als Lebens-raum und Ort des freundschaftlichen Aus-tausches ein nicht hinnehmbarer Zustand.

Als wenig geeignet haben sich moralische Belehrungen oder Hinweise auf die schädlichen Auswirkungen nach dem Prinzip der Tabakwerbung erwiesen. Am erfolgversprechendsten ist die Methode, den Schülern echte Erfahrungen im wirklichen Leben zu ermöglichen, die ihnen eine größere Befriedigung verschaffen, als dies das Netz je vermitteln könnte. Gute Schulen bieten deshalb soziale Projekte an, bei denen die Schüler selbstbestimmt Verantwortung übernehmen und sich an den oft anspruchsvollen Aufgaben bewähren können. Die Elternhäuser könnten dieses Konzept dadurch unterstützen, dass sie das familiäre Leben bewusster gestalten und den Kindern Erlebnisse ermöglichen, die ihr Leben so reich machen, dass Ersatzbefriedigungen digitaler Art immer weniger nötig sind.

Das Erbe der Aufklärung verteidigen

Der slowenische Philosoph *Slavoj Zizek* fordert die freiheitlichen Gesellschaften des Westens dazu auf, sich ihrer Wurzeln in der europäischen Aufklärung zu besinnen und „die Dinge, die unmöglich zu ertragen sind“ (Jacques Lacan) mithilfe staatlicher Inter-

ventionen zu bekämpfen: „Toleranz ist [...] keine Lösung. Was wir brauchen, ist eine übergeordnete Leitkultur, die regelt, auf welche Weise die Subkulturen interagieren.“ (DER SPIEGEL 12, 2015, S. 133)

Dabei beruft sich der Philosoph auf den Begriff der „sittlichen Substanz“, den *Georg Wilhelm Friedrich Hegel* in seiner Schrift „Phänomenologie des Geistes“ als Leitidee für den Zusammenhalt der bürgerlichen Gesellschaft geprägt hat. Slavoj Zizek leitet daraus das Interventionsrecht der Zivilgesellschaft und des Staates ab, Gefährdungen des verträglichen Zusammenlebens auch mithilfe von Gesetzen entgegenzutreten: „Wir haben das Recht, Grenzen zu setzen“ (ebd.).

Es wird Zeit, dass sich die Zivilgesellschaft auf ihre humanen Grundlagen besinnt und dem Wildwuchs im Internet Grenzen setzt. Es sollte künftig selbstverständlich sein, dass sich alle Menschen, die im öffentlichen Raum real oder virtuell miteinander kommunizieren, mit offenem Visier begegnen. Der Gesetzgeber ist deshalb aufgefordert, der Anonymität im Netz Einhalt zu gebieten. Jeder Internetzugang sollte, wenn er eingerichtet wird, automatisch mit einer Signatur versehen werden, die den Klarnamen des Nutzers enthält. Dann würde sich bei Rechtsverstößen die umständliche Ermittlung der IP-Adresse erübrigen, weil jeder Nutzer auf einen Blick erkennen könnte, wen er vor sich hat, selbst dann, wenn er mit anonymen Mail-Adressen agiert. Die großen Zeitungen und Zeitschriften sollten jetzt schon ein Zeichen setzen und die Kommentarspalten zu ihren Artikeln nur noch für die Leser öffnen, die ihren Klarnamen preisgeben. Der alte Zeitungsgrundsatz wäre dann wieder in sein Recht eingesetzt: „Anonyme (digitale) Zuschriften werden nicht berücksichtigt!“

Gerhard Höver

Spiritualität und menschliche Würde in der Begleitung am Lebensende *Chancen von Palliativmedizin und Spiritual Care*

Die amerikanische Ärztin und Gründerin des „George Washington Institute for Spirituality and Health“, Christina M. Puchalski, hat in einem Beitrag über „Spirituelle Stufen des Sterbens“ eine persönliche Erfahrung und Reflexion vorangestellt:

„Der spirituelle Weg kann herausfordernd und schwierig sein. Von meinen Patienten habe ich gelernt, offen für Fragen, Auseinandersetzungen und Probleme zu sein, und meine Beziehung zu Gott kontinuierlich zu vertiefen. Bei meinem allerersten Besuch, den ich bei Louis, meinem Patienten, machte, ließ er mich an den Mühen, die er mit seinem Glauben hatte, teilnehmen. Er wünschte etwas Tieferes und Bedeutungsvolleres zu finden als 'nur zur Messe zu gehen'. Ich überwies ihn an einen geistlichen Leiter, der Louis zu tieferen Einsichten in seine Gottesbeziehung verhalf. Während der nächsten zehn Jahre, mitten in seinem Kampf mit dem Krebs, arbeitete er an seiner Gottesbeziehung – intensiv, ehrlich und engagiert. Er begegnete Zweifel, zornigem Aufbegehren und Ungewissheit mit Nachsicht und Standhaftigkeit. Als er im Sterben lag, ließ er an seiner Angst vor dem Unbekannten Anteil nehmen. Inmitten von Tränen und Traurigkeit stieß er hervor, dass er 'bei dem ganzen Prozess ein Angsthase' sei ..., 'aber ich weiß: Gott ist da, und ich bin nicht alleine.' Heute versuche ich in

meinem eigenen spirituellen Leben nicht, Fragen und unbequemen Dingen davonzulaufen, sondern begegne existentieller Ungewissheit und Auseinandersetzung mit der Anmut, welche ich in Lou erblickte.“¹⁾

Die Geschichte von Louis, wie sie Puchalski berichtet, berührt unmittelbar, weil sie teilhaben lässt an einer höchstpersönlichen Auseinandersetzung mit Fragen von Leiden und Verlust, Sterben und Tod, von Wahrheit und Leben, von Sinnsuche und Hoffnung, von Furcht und Vertrauen angesichts des letzten Geheimnisses menschlicher Existenz, – eine Auseinandersetzung mit Fragen, die alle Menschen gerade deshalb verbindet, weil keiner dem anderen die Antwortsuche abnehmen kann, sodass er davon dispensiert wäre. Sind es aber nur die Fragen, welche Menschen hier miteinander verbinden und die deshalb offen gehalten werden müssen? Oder gibt es anthropologische Sachverhalte, die es ermöglichen, eben diese Grunderfahrungen personal auch zu kommunizieren, wie es eine Begleitung am Lebensende ausmacht und erfordert?

¹⁾ C. M. Puchalski: A Time for Listening and Caring. Spirituality and the Care of the Chronically Ill and Dying, New York 2006, 55 (Übers. G. H.).

**Spiritualität – eine Welt
personaler Einmaligkeit**

Eine erste Reflexion hat beim Geheimnis der Freiheit anzusetzen, wie sie in der Auseinandersetzung mit den letzten Fragen des Daseins in der unergründlichen Tiefe menschlicher Innerlichkeit in Erscheinung tritt. Sie basiert den Phänomenen nach auf einem Wurzelgrund, den viele auch heute noch mit „Seele“ bezeichnen, einem Grund, aus dem die Gedanken des „Herzens“ emporsteigen, noch keine fassbaren Gedanken des Verstandes, wohl aber spürbare Bewegkräfte. Auch wenn diesem Spüren die Klarheit der Erkenntnis, wie sie der Verstand hervorbringt, noch fehlt, vermag die Seele in diesem primären Spüren die Tiefe und den Wertcharakter dieser Gedanken des Herzens zu erfassen. Vieles von dem, was aus diesem Urgrund aufsteigt, wird zu einem inneren und äußeren Wort und entfaltet sich als Wunsch, Wille oder als Tat. Was jedoch von diesen Ur-Gedanken des Herzens aufsteigt und werthaft Gestalt annimmt, geschieht nicht quasi an der Person vorbei, sondern es macht gerade ihre Freiheit aus, darüber zu entscheiden, was davon sich als seelische Wirklichkeit manifestiert und was nicht, welche Gedanken des Herzens sie aufsteigen und zu einem Ort werden lässt, an dem die Seele sich selbst in Besitz nehmen und an dem sie ihr ganzes Sein in höchst spezifischer Weise vereinen kann. Alle Geistbeseeltheit rührt somit aus

Was eine Person aus ihrem Urgrund des Herzens erspürend aufsteigen, Wunsch und Wille, Wort und Tat werden lässt, ist per se aber nicht inkommunikabel, sondern kann zum Grund personaler Kommunikation gemacht werden. (...) Wo immer es um Spiritualität geht, geht es um eine Welt personaler Einmaligkeit.

einem Inneren, das zwar unergründbar und nur dunkel spürbar ist, das aber den Menschen nicht überwältigt, sondern dem Geheimnis der Freiheit der Person anheimgegeben ist, einer Freiheit des Sich-Eröffnens und Sich-Verschließens gegenüber den Gedanken des Herzens. Was auch immer aus der Tiefe des Herzens eines Menschen sich zu spüren geben mag, davon innerlich erfasst und ergriffen zu werden, ist nur möglich in der freien Stellungnahme der Person. Sie ist es auch, die darüber befindet, in welcher Weise man sich von dieser innersten Wirklichkeit, die sich zu spüren gibt, ergreifen und prägen lässt, geht es doch um ein Berührtwerden der Person, das zwar gestaltet und kommuniziert, nicht aber wieder einfachhin rückgängig gemacht und gelöscht werden kann. Es ist der Grundvollzug von Willensfreiheit, des Geheimnisses der Freiheit, die von keinem angetastet werden darf, ja die – so ist es weithin eine theistische Grundüberzeugung – nicht einmal von Gott selbst angetastet wird. Was eine Person aus ihrem Urgrund des Herzens erspürend aufsteigen, Wunsch und Wille, Wort und Tat werden lässt, ist per se aber nicht inkommunikabel, sondern kann zum Grund personaler Kommunikation gemacht werden. Was darin kommunizierbar wird, sind freilich Gehalte, die aufgrund ihrer untrennbaren Verbindung mit der Person, auch selbst den Charakter von Einmaligkeit haben, so wie eben jeder Person Individualität im Sinne von Einmaligkeit zu eigen ist. Wo immer es um Spiritualität geht, geht es

um eine Welt personaler Einmaligkeit. Dies beinhaltet zunächst eine bedeutsame Präzisierung hinsichtlich dessen, worum es bei der „Spiritualität“ geht.

Sosehr bei der Frage nach einem Grundverständnis von Spiritualität betont wird, dass es um Sinnfragen gehe, um Fragen nach dem Sinn des Lebens, von Leben, Leiden und Sterben, so müsste man dabei genauer betonen, dass es bei dieser existentiellen Auseinandersetzung und bei der Begleitung dieser höchstpersönlichen Vorgänge um die Frage nach dem Sinn des Einzelseins geht.²⁾ Diese Frage verbindet sich von der Lebenserfahrung her mit der **Frage nach dem Woher, Wohin und Wozu** des eigenen Daseins. Das Suchen nach einer Antwort kann aber nur dann tragfähig werden, wenn man dabei darüber nachdenkt, was dem Sein der Person Sinn und Bestand gibt und wie es sich konstituiert. Und gerade aus der Frage nach dem Sinn des Einzelseins stellt sich in spezifischer Weise die Frage nach Beziehung, Gemeinschaft und Kommunikation heraus – nach dem also, was dem Sein einer Person Bedeutung zu verleihen vermag, was sie also nicht einfachhin bloß „repräsentiert“, sondern was ihren unaustauschbaren Ort und Horizont ausmacht.

**Definitionen von Spiritualität
im Kontext palliativer Medizin
und Pflege**

Ein solcher Frageansatz und Zugang spiegelt sich in gängigen Definitionen von Spi-

ritualität wider, wie sie im Kontext von Palliativmedizin und Palliative Care entwickelt worden sind. So hat z.B. der *Arbeitskreis „Spirituelle Begleitung“ der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin* im Jahre 2007 folgende Beschreibung vorgelegt:

„Unter Spiritualität kann die innere Einstellung, der innere Geist wie auch das persönliche Suchen nach Sinnggebung eines Menschen verstanden werden, mit dem er versucht, Erfahrungen des Lebens und insbesondere auch existentiellen Bedrohungen zu begegnen.“³⁾

In ähnlicher Weise hat auch der *Arbeitskreis „Spiritual Care in Palliative Care“ der European Association for Palliative Care (EAPC)* eine begriffliche Bestimmung von Spiritualität vorgenommen, die aber stärker auf die Mehrdimensionalität, wie sie mit Spiritualität per se gegeben ist, abhebt:

„Spiritualität ist die dynamische Dimension menschlichen Lebens, die sich auf die Art und Weise bezieht, wie Personen (einzeln oder in Gemeinschaft) Sinn, Zweck und Transzendenz erfahren, zum Ausdruck bringen und/oder suchen sowie auf die Art und Weise ihrer Verbindung mit dem Augenblick, mit dem Selbst, mit anderen, mit der Natur, mit dem ganz Anderen und/oder Heiligen.“

Der Bereich der Spiritualität ist mehrdimensional:

Existenzielle Herausforderungen (z.B. Fragen nach Identität, Sinn, Leiden und Tod, Schuld

²⁾ Dies hat in besonderer Weise Edith Stein in ihrem Hauptwerk „*Endliches und ewiges Sein*“ herausgearbeitet, welches gerade in der Aufstiegsbewegung zum „ewigen Sein“ die Frage nach „Sinn und Begründung des Einzelseins“ herausarbeitet und dem Versuch einer Antwort zuführt (vgl. E. Stein: *Endliches und ewiges Sein. Versuch eines Aufstiegs zum Sinn des Seins* [Edith Stein Gesamtausgabe Bd. 11/12], Freiburg i. Br. 2006, Kap. VIII, 395 – 441).

³⁾ Spirituelle Begleitung in der Palliativversorgung. Konzept des Arbeitskreises Spirituelle Begleitung der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin, 10. Mai 2007, 1, <http://www.dgpalliativmedizin.de/images/stories/pdf/fachkompetenz/070709%20Spirituelle%20Begl%20in%20Pm%20070510.pdf> (eingesehen am 15.3.2015).

und Scham, Versöhnung und Vergebung, Freiheit und Verantwortlichkeit, Hoffnung und Verzweiflung, Liebe und Freude).

Wertorientierte Vorstellungen und Haltungen (was ist am wichtigsten für jede Person, wie etwa Selbstbezug, Familie, Freunde, Arbeit, Natur, Kunst und Kultur, Ethik und Moral sowie das Leben selbst).

Religiöse Vorstellungen und Fundamente (Glaube, Überzeugungen und Handlungsweisen, die Beziehung zu Gott oder dem Letztgültigen).“⁴⁾

Diese Definition basiert auf der Vorarbeit, wie sie im Rahmen des „National Consensus Projects for Quality Palliative Care“ geleistet wurde; dieses Consensus-Projekt hat 2009 zur Formulierung von „Clinical Practice Guidelines for Quality Palliative Care“ geführt, in denen für „Guideline 5.1 The interdisciplinary team assesses and addresses spiritual, religious, and existential dimensions of care“ folgendes Kriterium formuliert wird:

⁴⁾ „Spirituality is the dynamic dimension of human life that relates to the way persons (individual and community) experience, express and/or seek meaning, purpose and transcendence, and the way they connect to the moment, to self, to others, to nature, to the significant and/or the sacred.

The spiritual field is multidimensional:

1. Existential challenges (e.g. questions concerning identity, meaning, suffering and death, guilt and shame, reconciliation and forgiveness, freedom and responsibility, hope and despair, love and joy).
2. Value based considerations and attitudes (what is most important for each person, such as relations to oneself, family, friends, work, things nature, art and culture, ethics and morals, and life itself).
3. Religious considerations and foundations (faith, beliefs and practices, the relationship with God or the ultimate).“

<http://www.eapcnet.eu/Themes/Clinicalcare/Spiritualcareinpalliativecare/tabid/1520/Default.aspx> (eingesehen am 15. März 2015).

„Spirituality is recognized as a fundamental aspect of compassionate, patient and family centered care that honors the dignity of all persons. Spirituality is defined as, ‘the aspect of humanity that refers to the way individual seek and express meaning and purpose and the way they experience their connectedness to the moment, to self, to others, to nature, and/or to the significant or sacred.’“⁵⁾

Auch wenn die Beschreibung, welche die „European Association for Palliative Care“ vorgelegt hat, stärker auf die pluralen geistesgeschichtlichen Traditionen des europäischen Abendlandes abstellt,⁶⁾ werden in all diesen Definitionen ohne Zweifel wesentliche Dimensionen dessen, was Spiritualität kennzeichnet, angesprochen: **Innerlichkeit, Existentialität, Dynamik, horizontale wie vertikale Relationalität und Verbundenheit.** Es kennzeichnet die meisten theoretisch wie praktisch orientierten Ansätze, eine möglichst offene, nicht religiös bzw. konfessionell vorgeprägte Zugangsweise zu wählen, um gerade dieses höchst sensible Feld der Palliative Care bzw. der Sterbebegleitung nicht mit einer quasi „systemfremden“ Konzeption von vornherein zu belasten, sondern eine Orientierung für eine Praxis zu ermöglichen, die nur partnerschaftlich ausgeübt werden kann und Anteil an einer Kommunikation gibt, welche der Tiefen menschlicher Existenz gewahr werden lässt.

⁵⁾ National Consensus Project for Quality Palliative Care, Clinical Practice Guidelines for Quality Palliative Care, Third Edition 2013, 26 mit Bezug auf Puchalski, C./ Ferrell, Br/ Virani, R, et al.: Improving the quality of spiritual care as a dimension of palliative care: The report of the consensus conference, in: Journal of Palliative Medicine 12 (10), 2009, 885 – 904, http://www.nationalconsensusproject.org/Guidelines_Download2.aspx (eingesehen am 15. März 2015).

⁶⁾ Vgl. St. Nolan/ Ph. Saltmarsh/ C. Leget: Spiritual care in palliative care: working towards an EAPC Task Force, in: European Journal of Palliative Care 18 (2) 2011, 86 – 89, 87.

Das „spirituelle Gedächtnis“

Worauf aber gründet solche interpersonale Kommunikation, wie sie in der Begleitung am Lebensende stattfindet bzw. stattfinden kann? Wie stellt sich das, was die Definitionen von Spiritualität in allgemeiner Weise beschreiben, in lebendiger Wirklichkeit dar, wie kann es als lebendige Wirklichkeit mit bestimmten Gehalten erfasst werden? Kann es in einem Bereich, in dem es so spezifisch auf den Sinn des Einzelseins ankommt, gleichsam Analogien der Erfahrung geben, die nicht lediglich auf Übertragungen und Schlüssen vom Eigenerleben auf Fremderleben basieren, sondern originärer Art sind, wenn von vornherein klar ist, dass das Erleben eines Anderen unmittelbar nicht zugänglich sein kann? Auch in diesem Fall kommt man einer Beantwortung der Frage näher, wenn man versucht, sich über einige anthropologische Grundgegebenheiten klarer zu werden, wie sie sich aus der Erfahrung geistiger und seelisch-leiblicher Lebendigkeit zeigen.

Ohne dieses Lebens-Gedächtnis, wie man es vielleicht nennen könnte, kann es auch keine Spiritualität geben; es ist seiner Wesensform nach betrachtet spiritueller Natur. Daher ist das „spirituelle Gedächtnis“ ein zentraler Anknüpfungspunkt interpersonaler Kommunikation in der Begleitung am Lebensende.

Spricht man in diesem Horizont von geistigem Sein, so meint man in einem allgemeinen Sinne damit die Eigenart eines inneren Lebens, das in selbstloser und unfixierter Form erkennend und wollend aus sich herauszugehen, sich frei anderem hinzugeben und an ihm teilzunehmen vermag, ohne das eigene Selbst dadurch auch nur in irgendeiner Weise zu verlieren: Aus sich herausgehen, sein Selbst hingeben, ohne es doch zu verlieren, und in dieser Hingabe offenbar

zu werden. Wenn das Geistige ein „Aus-sich-Herausgehen“ meint, dann geschieht dies auf mannigfaltige Weise: als Zuwendung zu Dingen des Lebens und dieser Welt, als Sicherschließen für andere, als verstehendes und miterlebendes Eingehen auf sie, aber auch als ein Sich-hinein-Gestalten in die raumzeitliche Wirklichkeit unseres Daseins. All dieses *Herausgehen* ist ohne Verlust seiner selbst nur möglich, wenn es eine *Innerlichkeit* gibt, welche kein starres In-sich-Stehen, sondern selbst schon dynamischer Selbststand ist. Dies wiederum beinhaltet, dass es eine Ur-Instanz dynamischen Selbststandes gibt, die man weithin mit „*Gedächtnis*“, „*memoria*“, „*anamnesis*“ bezeichnet.

Ohne das Innesein des Gedächtnisses kann es kein geistiges Leben geben, das in allem Sich-Verströmen und in aller Hingabe bei sich selbst bleibt. Ohne dieses Lebens-Gedächtnis, wie man es vielleicht nennen könnte, kann es auch keine Spiritualität geben; es ist seiner Wesensform nach betrachtet spiritueller Natur.⁷⁾ Daher ist das „spirituelle Ge-

dächtnis“ ein zentraler Anknüpfungspunkt interpersonaler Kommunikation in der Begleitung am Lebensende. *Christina M. Puchalski* hat, um diese Dimension besser

⁷⁾ Zu den existentiellen und ethischen Tiefendimensionen der *memoria* vgl. G. Höver: Überlegungen zu einer Ethik der Erinnerung, in: R. Boschki/A. Gerhards/Hg.): *Erinnerungskultur in der pluralen Gesellschaft: Neue Perspektiven für den christlich-jüdischen Dialog*, Paderborn 2010, 69 – 81.

zu erfassen, ein anamnetisches Instrumentarium entwickelt, das ihr hilft, wahrzunehmen und zu verstehen, was schwerstkranken oder sterbende Patienten bewegt und was sie zu verstehen geben wollen.⁸⁾ Zu einem Akronym zusammengefasst heißt dieses Instrumentarium „LIFE“ und steht für: *Life Review, Identity, Forgiveness, Eternity – Lebensrückblick, Identität, Vergebung, Ewigkeit.*

Existenzielle Fragen am Lebensende

Werden Patienten mit einer lebensbedrohlichen Krankheit konfrontiert, so setzt dies oft einen Prozess in Gang, der einen Lebensrückblick beinhaltet. Sie schauen auf ihr Leben zurück und stellen Fragen wie: Warum ist mir das passiert? Warum habe ich diesen Abschluss nicht gemacht? Warum habe ich diese Lebenswahl getroffen? – Wenn Menschen auf ihr Leben zurückblicken, können sie vergangene Erfahrungen in verschiedener Weise neu einordnen, um ihrem Leben einen anderen, größeren Sinn zu geben. Aufgrund der Dynamik dieses Prozesses können Menschen zwischen freudvoller Einsicht und tiefen Momenten der Verzweiflung hin und her schwanken. Dieser Weg kann tiefes spirituelles Leiden hervorrufen und Bedürfnisse wecken, denen man begegnen muss. Wo er gelingt, kann der Lebensrückblick zu einem inneren Frieden führen. Schwerstkranken oder sterbende Menschen beschäftigen sich aber auch mit Fragen der Identität. Sie fragen sich, was ihrem Leben Sinn und Richtung verleiht. Oft können Menschen, die an chronischen Krankheiten leiden, nicht mehr arbeiten und daher sich nicht mehr über ihre Karriere definieren. Durch krankheitsbedingten Stress können partnerschaftliche oder familiäre Beziehungen problematisch oder brüchig werden, und der Schwerst-

kranke muss versuchen, seine Identität hinsichtlich seines unmittelbaren Umfeldes neu zu bestimmen. Dies kann tiefste Krisen auslösen, es kann daraus aber auch eine Identität hervortreten, die sich aus neuen Quellen des Selbst speist. Ebenso ist es für viele Menschen am Lebensende sehr wichtig, anderen Menschen oder auch sich selbst zu vergeben bzw. vergeben zu können. Voraussetzung solcher Vergebung ist die Selbstdistanzierung zugunsten des Anderen, die sich in dem Willen artikulieren kann, ihn unabhängig davon, was er mir angetan hat, nicht mit seinen Taten zu identifizieren, sodass auch er sich von seinen Taten distanzieren kann. Vergebung beinhaltet aber auch die noch weitergehendere Fähigkeit der Selbstdistanzierung, nämlich das eigene Sein in seiner Besonderheit als etwas ansehen zu können, das in Differenz steht zu all dem, was in die eigene Identität und Integrität eingegriffen hat. Bezüglich der Frage nach dem, was „bleibt“, bzw. dem Sinnmoment von „Ewigkeit“ glauben viele Menschen an eine Wiedervereinigung mit anderen Menschen in einem Leben nach dem Tod; dieser Gedanke ist sehr tröstlich für sie. Andere glauben, dass sie in der Erinnerung anderer weiterleben oder durch die Leistungen, die man selber oder die Familie erbracht hat. So berichtet *Christina M. Puchalski* von einer 32 Jahre alten Frau mit Eierstockkrebs, die in einem Hospiz im Sterben lag: „Sie hatte drei Kinder im Alter von acht, sechs und zwei Jahren. Sie war sehr niedergeschlagen und trotz Medikation hatten die Symptome nicht nachgelassen. Die Krankenschwester und ich entlockten ihr im Gespräch ihre spirituelle Geschichte. Sie erzählte uns, dass sie als Jüdin glaube, sie würde durch ihre Kinder weiterleben. Als sie dies uns sagte, brach sie in Tränen aus, in der Furcht, dass ihr zweijähriges Kind sich ihrer niemals erinnern und daher ein Teil von ihr für immer tot sein werde. Die Krankenschwester und

⁸⁾ Vgl. dazu C. M. Puchalski: A Time for Listening and Caring, a. a. O., 77 – 81.

ich empfohlen Monica, ein Tagebuch für ihre Kinder zu schreiben. Wir halfen ihr, ein Video von ihr mit Botschaften an ihre Familie anzufertigen. Dies gab ihr Sinn für den letzten Monat ihres Lebens, und die Depression verschwand nahezu sofort. Monica litt offensichtlich nicht an einer klinischen Depression, sondern unter dem Schmerz, am Leben ihrer Kinder nicht mehr teilhaben zu können und so in deren Leben nicht mehr vorzukommen.⁹⁾ In dieser Zeit des Nachdenkens über das, was kommen wird, oder über das Ende des eigenen Lebens können Menschen in ganz unterschiedlicher Weise damit beginnen, persönliche Beziehungen oder Beziehungen zu einer Gemeinschaft zu einem Abschluss zu bringen, indem man z.B. Angehörigen ganz spezifische Geschenke macht – als ein Weg des Lebewohl-Sagens.

**„Quellen des Selbst“:
das Wirkliche, Eine, Wahre,
Gute und Schöne**

Aus einer allgemeineren Perspektive betrachtet, bewahrt das spirituelle Gedächtnis, dessen Träger die menschliche Person ist, den elementaren Sinnbestand eines Seins, dessen Grundbedeutung und Daseinsform Leben ist.¹⁰⁾ Dieser Sinnbestand ist, wie schon das Akronym „LIFE“ deutlich machen soll, nicht unstrukturiert, sondern ist in aller inhaltlich konkreten Fülle nach verschiedenen Dimensionen hin schon „ausgelegt“. Es sind existenziale Bestimmungen, die bei der spirituellen Sinnsuche als Fragen begegnen, wie etwa nach dem Grund der

Existenz, nach dem, was Einheit, Ungeteilt-heit und Ganzheit bedeutet, was die Wahrheit des Lebens ausmacht, was lebensgeschichtlich „gilt“ und dauerhaft ist, was das Gute ist und ob bzw. wie es noch über den Horizont von Moral und Recht hinaus zu finden und zu realisieren ist, ob es so etwas wie „Einklang“ in und mit einem größeren Zusammenhang gibt. Viele philosophische Traditionen nicht nur des Abendlandes verstehen diese Grunddimensionen als Bestimmungen, welche alle kategorialen Aussagen, z.B. über Beschaffenheit, zeitliche Situierung, Verortung, Handlungs- und Lebenskontexte, übersteigen. Sie werden daher in der Tradition abendländischer Philosophie als „*Transzendentalien*“ bezeichnet; in einer formalen Reflexion sind sie auf die Begriffe des „Seienden“, „Einen“, „Wahren“, „Guten“ und „Schönen“ gebracht worden. Sie lenken das menschliche Suchen nach Sinn und Bedeutung in einer offenen, aber nicht beliebigen Weise auf die Anfangsgründe, in denen sich das menschliche Sein auslegt und entfaltet. Die Formulierung dieser *Transzendentalien* in allgemeinen Begriffen darf dabei nicht übersehen lassen, dass sie real in konkreter, lebensmäßiger Fülle begegnen und als solche „*Quellen des Selbst*“ darstellen, deren wesenhafte Gehalte sich nur in „dichter Beschreibung“ herausheben und erfassen lassen.¹¹⁾ Von daher können diese *Transzendentalien* als Zugang zu einer philosophischen, nicht notwendig schon religiösen Basis von Spiritualität verstanden werden, als eine erste und anfängliche Orientierung für spirituelles Fragen, die aber nicht hintergebar ist. Die Gesamtheit der transzendentalen Bestimmungen vermag daher die Frage nach dem Sinn des Seins zu strukturieren und ein reflektiertes Verhältnis zu Ursprung und Ziel allen Seins

⁹⁾ Ebd. 70 f. (Übersetzung G. H.).

¹⁰⁾ Das klassische Diktum: „Vivere est esse viventibus“ – „Leben ist das Sein des Lebendigen“ (vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologica I, qu. 18, art. 2) kann als Ausdruck einer dynamischen Sichtweise verstanden werden, wie sie Lebensphänomen gegenüber adäquat ist.

¹¹⁾ Vgl. dazu die grundlegenden Ausführungen von Charles Taylor: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Frankfurt a. M. 1996.

zu vermitteln, sie stellt so betrachtet ein unverzichtbares Medium interpersonaler Kommunikation in der Begleitung am Lebensende dar. Gleichwohl kann auch diese Gesamtheit der transzendentalen Bestimmungen nicht schon den vollen Sinn menschlicher Existenz erschließen. Denn spirituelle Fragen konfrontieren nicht lediglich mit allgemeinen Sinnfragen, sondern mit der Grundfrage nach dem Sinn des Einzelseins.

Die Gesamtheit der transzendentalen Bestimmungen vermag daher die Frage nach dem Sinn des Seins zu strukturieren und ein reflektiertes Verhältnis zu Ursprung und Ziel allen Seins zu vermitteln, sie stellt so betrachtet ein unverzichtbares Medium interpersonaler Kommunikation in der Begleitung am Lebensende dar.

Die Würde des Menschen

Träger all der Gehalte, wie sie durch die *Transzendentalien* in allgemeinsten Weise bezeichnet werden, jedoch nur in konkreter, „dichter“ Fülle lebensmäßig präsent sind, kann nur die individuelle Person sein. Das Sein einer Person aber ist nicht die Einheit eines „Allgemeinen“, es ist auch keine Gattung, sondern ihre spezifische Innerlichkeit, die ihre Konturen durch Grenzerfahrungen gewinnt. Diesen unantastbaren Kern der sittlichen Persönlichkeit bezeichnet man mit der „*Würde des Menschen*“. Sie ist nicht einfach eine „Eigenschaft“ des Menschen, die mit anderen Befähigungen vergleichbar wäre, wohl aber ein je eigenes „Geartetsein“, d.h. ein Proprium, das mit der menschlichen Existenz unabdingbar und unveräußerlich kraft ihres Daseins gegeben ist. Die Grenzen, an denen die dem Menschen je eigene Innerlichkeit als unantastbarer Bereich, geradezu als sein „Heiligtum“ in Erscheinung tritt, sind in allgemeinsten Weise durch die *Transzendentalien* markiert. Es ist daher nicht verwunderlich,

dass in einer ethisch-rechtlichen Bestimmung diese Innerlichkeit in Gestalt elementarer Verbotsschranken entgegentritt, nämlich als Verbot, das Lebensgedächtnis einer Person, ihre Integrität und Identität zu tangieren, als Verbot der Verfälschung des Persönlichkeitsbildes, als Verbot der Instrumentalisierung des Menschen als eines Wesens, das als „Zweck an sich selbst“ existiert.¹²⁾

Daher ist die menschliche

Würde nicht nur konstitutiv für den Sinn des Einzelseins einer Person, sondern auch das entscheidende Moment, das eine interpersonale Kommunikation über grundlegende Lebensfragen ermöglicht. Bringt man die menschliche Würde in Verbindung mit den *Transzendentalien* menschlichen Daseins, wird deutlich, dass sich der Sinngehalt der Würde nicht im bloßen Selbstbestimmungsrecht erschöpfen kann, sondern auf die *Gemeinschaft von Personen* bezogen ist. Die Innerlichkeit des Menschen umgibt das Humanum aber nicht nur mit schützender Grenzziehung, sondern entfaltet sich in den personalen Geisteshaltungen

¹²⁾ Vgl. zum Verständnis des Zusammenhangs von Würde und innerer Freiheit Chr. Goos: *Innere Freiheit. Eine Rekonstruktion des grundgesetzlichen Würdebegriffs*, Göttingen 2011; zum Würdeverständnis in der Spannung von Mitgift- und Antlitzwürde vgl. G. Höver: Die Erneuerung der menschlichen Würde. Vorüberlegungen zu einer Ethik der Heiligung, in: F. Bruckmann/ R. Dausner (Hg.): *Im Angesicht des Anderen. Gespräche zwischen christlicher Theologie und jüdischem Denken*, Paderborn 2013, 777 – 795.

von Liebe, Vertrauen, Versprechen und Empathie oder Compassion.¹³⁾ In diesen Intentionalitäten, allem vorweg in der Liebe, geschieht die Entscheidung über die Grundausrichtung des menschlichen Wollens.¹⁴⁾ Daher vermag der Mensch aufgrund der Innerlichkeit seiner Persönlichkeit alle Gehalte seines Lebens transkategorialer und kategorialer Art nochmals in eine *Beziehung zu einem letzten Grund*, zu einem Absoluten, zu Gott als dem absoluten Geheimnis zu setzen, eine Beziehung, in der angesichts der Sterblichkeit menschlicher Existenz alle diese Gehalte auch bis in die Fundamente hinein erschüttert werden können und der Vorschein einer Erfüllung nur im Aufleuchten der Würde des menschlichen Antlitzes ansichtig werden kann. Von daher kann man sagen, dass es die im Horizont der Transzendentalien begriffene menschliche Würde ist, welche der Spiritualität nicht nur Leben und Fülle gibt, sondern auch ihr Gesicht verleiht. Spiritualität und menschliche Würde stellen so betrachtet eine subsistierende Relation dar. Sie in Grenzsituationen auf Hoffnung hin zu erschließen, auf Hoffnung in erneuerter und neuer Gemeinschaft des Geistes, ist die Aufgabe und Herausforde-

Von daher kann man sagen, dass es die im Horizont der Transzendentalien begriffene menschliche Würde ist, welche der Spiritualität nicht nur Leben und Fülle gibt, sondern auch ihr Gesicht verleiht.

rung der Begleitung von Menschen am Ende ihres Lebens.

**Spiritual Care –
die Kunst „heilender Gegenwart“**

In einem Beitrag über theoretische Aspekte und praktische Herausforderungen von Spiritual Care am Lebensende hat die Pflegewissenschaftlerin und Mitbegründerin des Center for Clinical Bioethics an der Georgetown Universität in Washington, *Carol Taylor*, anhand einer konkreten Fallgeschichte – es geht um ihre Freundin Jean, die sie bis zu deren Lebensende begleitet hat – versucht, den Leserinnen und Lesern spürbar nahezubringen, was geistliche Begleitung am Lebensende konkret abverlangt. Sie lädt nämlich dazu ein, den folgenden Bericht laut zu lesen und sich dabei zu fragen, wie gewiss man sich sein könnte, eine vertrauenswürdige Begleitung wirklich leisten zu können. Es ist kein Bericht über Jean, sondern sie selbst hat diese Geschichte noch erzählen und schriftlich niederlegen können:

Jean's Geschichte:

„Als meine Ärztin mir sagte, dass ich an meiner Krankheit sterben würde, kam mir als erstes folgendes Bild in den Sinn: Ich würde einfach so weiter leben wie bisher, und ein wenig mehr leben, dann würde ich in ein großes Loch im Leben fallen (das sich speziell für mich öffnet) und tot sein. Es war schockierend – daran zu denken, tot zu sein. Wenn ich jetzt an dieses erste Bild denke – hineinfallen, tot sein – kommt mir das verdammt naiv und optimistisch vor.“

¹³⁾ Vgl. hierzu G. Höver/H. Baranzke/A. Schaeffer (Hg.): Sterbebegleitung: Vertrauenssache. Herausforderungen einer person- und bedürfnisorientierten Begleitung am Lebensende, Würzburg 2011; G. Graf/G. Höver u. a. (Hg.): Hospiz als Versprechen. Zur ethischen Grundlegung der Hospizidee (Schriftenreihe der Bundesarbeitsgemeinschaft Hospiz e. V. Bd. IX), Wuppertal 2006.

¹⁴⁾ Vgl. dazu R. Spaemann: Personen. Versuche über den Unterschied zwischen „etwas“ und „jemand“, Stuttgart 1996, 232 ff.

Mein tatsächliches Sterben stellt sich als um einiges härter heraus. Viel langsamer und viel anstrengender. Ich gehe in Stücken, und ich betraue jedes einzelne Stück, wenn es geht.

Das erste, was von mir ging, war meine Ausgeglichenheit. Ich verlor sie in dem Moment, als die Prognose durch die Betäubung hindurch in meinen Kopf sickerte. Ich verlor das Empfinden, das ich hatte, wenn ich morgens aufwachte, die Welt sei im Gleichgewicht und mein Platz in ihr fest und sicher. Dann verlor ich das Gefühl, ganz aus einem Stück zu sein: Körper, Geist, Seele, Sein. Mein Körper hatte solch einen Bruch verursacht. Bruch des Vertrauens. Bruch des Glaubens. Bruch des Friedens. Meines Friedens. Ich wusste nicht, wem ich trauen konnte, wenn ich meinem eigenen Körper nicht trauen konnte.

Als nächstes zeigte mir mein Geist seine Grenzen. Ich hatte immer geglaubt, ich könne mich darauf verlassen, durch meinen Geist jede Schwäche von Körper oder Seele zu überwinden. Dann, eines Tages, konnte ich es nicht. [...]

Inzwischen ist mein Körper zu erschöpft für eine Chemo-Therapie. Die Chemo setzte mich für gewöhnlich vier Tage außer Gefecht. Dann dehnte es sich auf fünf aus, nun sind es meistens sechs. Dann kommt mein Tiefpunkt. Wie tief kann man kommen? Verdammst tief. Krankenschwestern kommen zweimal am Tag und geben mir Lasix-Transfusionen, um etwas Blut in mir zu halten. Das ist nicht genug. Blut sickert überall aus mir heraus. Ich versuche, es zu ignorieren, doch es ist grell und furchteinflößend.

Die Tumore in meinem Kopf sind gewachsen. Sie sagen, sie seien gutartig. Lasst mich überlegen [...] was heißt gutartig? ‚Sanft oder freundlich, zart, mitfühlend.‘ Nun, diese freundlichen Tumore sind genug gewachsen, um Druck in meinem Kopf zu erzeugen. Dann, als meine Blutkörper ihren Tiefstand erreichten, hatte ich eine Hirnblutung. Jetzt arbeitet meine rechte Seite nur, wenn ich stark an sie denke. Mich kon-

zentriere. Vergiss’ nicht den linken Arm. Das Bein.

Das geschah vor zwei Monaten. Der letzte Tiefpunkt. Nun ist dies der Tiefpunkt. Ich bin jetzt fünf Tage zu Hause. Ich warte darauf, wie tief ich kommen kann. Um zu sehen, ob ich blute, ob ich zerbreche. Ich warte.

Ich habe viele Formen kennen gelernt, die das Trauern annehmen kann. Die Form scheint mehr damit zu tun zu haben, in welchem Zustand ich bin, als mit der Größe des Verlusts. Ich habe über sehr kleine Verluste geklagt und die Stirn gerunzelt über einige höchst bedeutsame.

Wenn mir meine Ärztin, als sie mir gesagt hat, dass ich sterben werde, gesagt hätte, dass es Stück für Stück geschieht, hätte ich gedacht: „Gott sei Dank, nicht alles auf einmal. Stück für Stück.“ Jetzt frage ich mich manchmal, was das nächste sein wird. Wie viele Verluste kann ich ertragen? Wie viel weniger kann ich sein und immer noch am Leben und mitgezählt?

Würde ich das Loch im Leben sehen, das ich mir zuerst vorgestellt habe, weiß ich nicht, ob ich mich entscheiden würde, mich hineinfallen zu lassen oder nicht. Ich suche nicht danach, doch wenn es einfach vor mir auftauchen würde [...] ich weiß es nicht. Heute Nacht bin ich müde und überdrüssig und froh, das Loch nicht zu sehen, so dass ich nichts entscheiden muss.“¹⁵⁾

Wem kann man trauen, wenn man dem eigenen Körper nicht mehr trauen kann? Auch wenn es letztlich immer der sterbende Mensch selbst ist, der darüber entscheidet, wem und wessen Begleitung er sich anvertraut, so richtet sich die Frage doch an

¹⁵⁾ C. Taylor: Spiritual Care am Lebensende, in: G. Höver/ H. Baranzke/A. Schaeffer (Hg.): Sterbebegleitung: Vertrauenssache. Herausforderungen einer person- und bedürfnisorientierten Begleitung am Lebensende, Würzburg 2011, 227 – 242, 228 f.

jeden, der zu spiritueller Begleitung am Lebensende bereit ist, und nötigt ihn darüber nachzudenken, was diese Aufgabe von ihm verlangt. Wie die von *Christina Puchalski* berichtete Geschichte von *Lou* aus der Anfangszeit ihrer Praxis deutlich macht, ist der Begleitende allzu oft der Lernende und erwirbt seine konkreten Kompetenzen aus dem zuge-sprochenen Ver-trauen, das der Sterbende ihm entgegenbringt. Gleichwohl ist, um Menschen an ihrem Lebensende spirituell begleiten zu können, eine spezifische Einübung erforderlich. *Carol Taylor*

nennt es die Kunst, anderen zu einer „heilenden Gegenwart“ (*healing presence*) zu werden.¹⁶⁾ Es setzt zunächst einmal voraus, sich den Unterschied zwischen „medizinischer Heilbehandlung“ (*curing*) und „spirituellem Heilwerden“ (*healing*) deutlich zu machen:

„Ich mag nicht in der Lage sein, alle Krankheiten zu 'behandeln', noch auch alle Probleme im Zusammenhang mit Alterung, chronischer Krankheit, Sterben und Tod zu 'lösen'. Doch ich kann mitgehen mit jenen, die unter all diesen existentiellen Herausforderungen leiden, und ihnen helfen, integrierter, authentischer, vollständiger zu sein, nicht trotz, sondern wegen dieser Realitäten.“¹⁷⁾

Spirituelles Heil-Werden kann nur von innen her erfolgen und geschieht auch nur in dem Maße, wie eine Person im Quellgrund ihrer Freiheit Veränderung und Wachstum

zulässt. Und nur in der Weise, wie man sich selbst in seinem Inneren der spirituellen Veränderung und Bewegung öffnet und dies zu „Geisteshaltungen“ ausbildet, kann man für andere zu einer heilenden oder heilsamen Gegenwart werden. Um eine solche Kunst heilender Gegenwart zu erlernen, gibt *Taylor* einige Impulse wie z.B. „Bereite

Und nur in der Weise, wie man sich selber in seinem Inneren der spirituellen Veränderung und Bewegung öffnet und dies zu „Geisteshaltungen“ ausbildet, kann man für andere zu einer heilenden oder heilsamen Gegenwart werden.

den Raum für das Geschehen heilender Gegenwart“, *„Ehrenden, der deiner Pflege anvertraut ist“*, *„Biete an, was du zu geben hast“*, *„Nimm die geistlichen Gaben an, die kommen“*, *„Lebe ein Leben der Ganzheit und Ausgeglichenheit“*.¹⁸⁾ So vielfältig Spiritual

Care als ein Geistgeschehen ist, so vielfältig sind auch die Formen heilender Gegenwart, die man dem anderen anbieten kann. Im Falle der Begleitung von *Jean* wusste *Carol Taylor*, dass *Jean* eine gläubige Baptistin war, und sie zeichnete ihr an einem Besuchsabend das Kreuz auf die Stirn. *Jean's* Antwort lautete:

„Als Du mir das Kreuz auf die Stirn gezeichnet hast, fühlte sich das sehr fremd für mich an. Das hat noch nie jemand getan. Es war ungewohnt – aber perfekt. Wie ein Segen ohne Voraussetzungen – keine Bedingungen. Wie befreiend. Stärkend. Liebend. Wenn man bedenkt, dass Du das einfach mit dem Daumen gemacht hast. Und mit Deinem Herz. Danke.“¹⁹⁾

Und dennoch gibt es eine Grenzsituation, eine letzte Herausforderung, der man sich gerade im Rahmen von Spiritual Care stel-

¹⁶⁾ Vgl. ebd. 237 f.

¹⁷⁾ Ebd. 233.

¹⁸⁾ Vgl. ebd. 238.

¹⁹⁾ Ebd. 237.

len muss. Jean nämlich sagte bei anderer Gelegenheit nicht weniger deutlich:

„Das ist das Schlimmste an der ganzen Sache. Ich bin allein. Mit jener Art von Einsamkeit, die selbst dadurch nicht behoben wird, reichlich gute Freunde zu haben. Endgültig allein. Als man mir sagte: 'Du hast Krebs', meinte man nicht: 'Du und deine Freunde haben Krebs' oder etwa 'Du und deine Familie haben Krebs.' Nun. Mist. Ich bin nicht allzu geübt darin, Dinge allein zu tun. Ich habe auch kein Bedürfnis danach. Ich bin ein Teamplayer. [...] Wo ist mein 'Du hast Krebs'-Team? Ich habe mich umgesehen. Der Raum war leer. Man meinte nur mich. Man sagt, es gebe eine Tablette, um Traurigkeit erträglicher zu machen. Ich werde diese Tablette nehmen, aber ich werde nicht aufhören, zu wünschen, da sei jemand, der die Einsamkeit weniger einsam macht.“²⁰⁾

Zu keinem Zeitpunkt nämlich darf vergessen oder außer Acht gelassen werden, dass angesichts des Todes in einem spezifischen Sinn jeder Mensch allein sein wird: Keiner kann ihm das Sterben und den eigenen Tod abnehmen. In diesem Wissen um das Sterbenmüssen sieht *Blaise Pascal* Elend und Größe des Menschen miteinander verket-

„Nur ein Schilfrohr, das Zerbrechlichste in der Welt, ist der Mensch, aber ein Schilfrohr, das denkt. Ein Windhauch, ein Wassertropfen reichen hin, um ihn zu töten. Aber wenn das All ihn vernichten würde, so wäre der Mensch doch edler als das, was ihn zerstört, denn er weiß, dass er stirbt.“²¹⁾

Das Wissen um den Tod lässt uns selbst zur „großen Frage“ werden, die wir menschlicherseits nie definitiv werden beantworten

können; gleichwohl lässt sie uns nicht in Ruhe, sondern drängt dazu, die spirituelle Frage nach einem letztgültigen Sinngrund zu stellen, von dem her man eine Antwort zumindest erhoffen kann. Nicht einmal der evolutionäre Humanismus heutiger Tage verzichtet darauf, eine Sinnantwort zu geben, auch wenn er den Gedanken eines Weiterlebens nach dem Tod ablehnt. Denn die Frage „Was ist der Tod: bloßes Ende oder Vollendung?“ lässt uns nicht in Ruhe, auch und gerade wenn wir sie im Horizont des Glaubens an einen letztgültigen Sinn bedenken. Wenn der Mensch ein Wesen der Freiheit und der Würde ist, nicht nur „naturhaft“ konstituiert ist, sodass ihn das All vernichten könnte, sondern edler als das, was ihn zerstört: wie ist dann das „Ende“ der Freiheit im Tode, das „Ende“ seiner Würde, das „Ende“ seines spirituellen Seins eigentlich vorzustellen? Handelt es sich lediglich um ein Ablaufen von Möglichkeiten, die man dann nicht mehr hat, oder ist es nicht eher zu denken als das Endgültige, die definitive Gestalt unserer Freiheit, das „Profil“, das unsere Freiheit durch unser Leben, durch Tun und Erleiden, durch actio und passio, je schon gewonnen hat?

Erst vom Tode her kann die endgültige Gestalt dieser unserer eigenen Freiheit gegeben sein. – Freiheit in spiritueller Sicht verstanden als Inbegriff dessen, was man als das „Leben des Geistes“ bezeichnen könnte. Alles, was wir bis dahin durchleben und durchleiden, geht in dieses „Profil“ ein, es schließt also all die Phasen des Sterbens und der Auseinandersetzung mit dem Sterbenmüssen ein. Die Frage, ob Spiritualität einen Transzendenzbezug beinhaltet oder nicht, relativiert sich insofern, als es ja eigentlich keine Kultur der Menschheit gibt, die davon ausgeht, dass der Mensch im Tode einfachhin „verendet“. Wie auch immer wir das Bleibende, Gültige, Definitive, Überdauernde denken mögen, wir gehen

²⁰⁾ Ebd. 241.

²¹⁾ Pensées VI, 347.

davon aus, dass ein Wesen, das Würde besitzt und dessen innere Dynamik und Lebendigkeit darin gründet, dass es – metaphorisch oder analog gesprochen – „Anteil am Atem Gottes“ hat, dass ein solches Wesen nicht verendet, sondern stirbt, und d.h. einer Vollendung entgegenharrt, die er im Letzten nicht mehr in der Hand hat.

Nennen wir diesen letzten Grund, von dem her ein solches Definitivwerden erwartet wird, **Gott**, so könnte man Spiritualität am Ende des Lebens und in der Begleitung am Lebensende auch verstehen als „Geduld mit Gott“.²²⁾ Bedrängnis, so sagt Paulus

Röm 5,3 f., bewirkt Geduld, Geduld aber Bewährung, Bewährung Hoffnung. Der ägyptische Gelehrte, Jurist, Diakon der koptischen Kirche *Adel Bestavros* (1924 – 2005) hat den spirituellen Gehalt solcher Geduld einmal so formuliert:

**„Geduld mit anderen ist Liebe,
Geduld mit sich selbst ist Hoffnung,
Geduld mit Gott ist Glaube.“²³⁾**

²²⁾ So der Haupttitel des Buches von T. Halík: *Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute*, Freiburg i. Br. 2010.

²³⁾ T. Halík hat diesen Gedanken von Bestavros seinem Buch *„Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute“* als Motto vorangestellt.

